

Evangelisch-Lutherischs Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cts. Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hein. R a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt sind zu adressiren: Rev. R. Adelberg, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. F. J. Fickel, Milwaukee.

12. Jahrg. No. 9.

Milwaukee, Wis., den 1. Januar 1877.

Laut No. 306.

Zum neuen Jahr.

Gott ist unsre Zuversicht.

Met.: Leb' doch unser Herr Gott noch.

Gott ist unsre Zuversicht:
Also schall's im neuen Jahre,
Der dreiein'ge starke Gott,
Der uns hilft aus aller Noth,
Der gezählt all' unsre Haare,
Er derselbe gestern, heut
Und in alle Ewigkeit,
Wie Sein Wort Ihn uns enthüllet,
Der, was uns Sein Mund verspricht,
Jetzt und ewig treu erfüllet, —
Gott ist unsre Zuversicht.

Gott ist unsre Zuversicht,
Gott der Vater, den wir ehren
Als den Schöpfer aller Welt,
Der das große All erhält;
Gott der Sohn, auf den wir hören,
Der uns hilft mit Seinem Blut
Von der tiefen Höllengluth;
Gott der heilige Geist, der werthe,
Dessen Kraft zum Himmelslicht
Uns erhebt von dieser Erde:
Gott ist unsre Zuversicht.

Gott ist unsre Zuversicht:
Mag das Irdische verschwinden,
Mag die Zeit im Sturm entflieh'n
Und was in der Welt verblüh'n
Hier ist ew'ger Trost zu finden:
Unser Gottes Gnadenmacht
Steht uns fest bei Tag und Nacht,
Ewig fest steht Seine Treue;
Ob auch Erd und Himmel bricht,
Dennoch rufen wir auf's Neue:
Gott ist unsre Zuversicht.

Gott ist unsre Zuversicht
In der Trübsal dieser Tage,
Wenn die Unglückswellen drohn
Und der Freudenglanz entflohn,
Wenn sich häufl' Noth und Plage
Dann blüht das arme Herz
Heißverlangend himmelwärts.
Unser Gott wird uns umschlingen
Und aus aller Noth zum Licht
Aus dem Leid zur Freude bringen,
Gott ist unsre Zuversicht.

Gott ist unsre Zuversicht
In den großen Kirchenthühen:
Ob der Feind in seinem Grimm
Droht und schnaubt mit Ungehum,
Ob er höhnt und gar will tödten,
Ob er Gottes Wort zerreißt,
Oder frömmelnd schielt und gleißt —

Dennoch wird die Kirche bleiben!
Gottes Stadt die wanket nicht,
Titel ist der Feinde Treiben:
Gott ist unsre Zuversicht.

Gott ist unsre Zuversicht,
Ewig wird Sein Reich bestehen
Wider alle Höllensfort
Und sein theuer werthes Wort
Es wird nimmermehr vergehen;
Sein hochheil'ges Sacrament
Wird uns bleiben bis an's End;
Er wird uns den Sieg verleihen
Und vor Seinem Angesicht
Werden wir uns ewig freuen:
Gott ist unsre Zuversicht.

Gott ist unsre Zuversicht:
Menschenhül' ist schwach und nichtig;
Reines Hoheit, keine Macht
Rettet uns aus Sündennacht,
Creaturen sind unkluglich.
Drückt uns unsre schwere Schuld,
Fliehen wir zu Gottes Huld,
Hüllen uns in Sein Erbarmen:
Das bedeckt uns im Gericht,
Das allein gibt Ruh uns Armen:
Gott ist unsre Zuversicht.

Gott ist unsre Zuversicht —
Also soll es fröhlich schallen
Und durch's angefang'ne Jahr
In der Angst, Noth und Gefahr
In dem Herzen widerhallen.
Unser treuer Bundesgott
Hilft im Leben und im Tod.
Seiner Gnade laß uns trauen!
Er verläßt uns ewig nicht,
Führt vom Glauben uns zum Schauen.
Gott ist unsre Zuversicht!

F. Weyermüller.

Vom Gebet.

(Schluß)

Wo ein Christ ist, sagt Luther, da ist eigentlich der Heilige Geist, welcher nichts Anderes thut, als immer beten. Denn ob er gleich den Mund nicht bewegt und redet, so schlägt doch das Herz ohne Unterlaß, und zwar mit solchen Schlägen: Ach, lieber Vater, gib doch, daß dein Name geheiligt werde, dein Reich komme, dein Wille geschehe in uns und jedermann. Und je härter Anfechtung und Noth drängen und treiben, desto stärker gehen solche Seufzer und Gebete, bisweilen auch über die Lippen, so daß man keinen wahren Christen findet ohne Ge-

bet, so wenig ein lebender Mensch gefunden wird ohne Puls, der nie stille steht, sondern immer schlägt, ob der Mensch schlafte oder etwas Anderes thue; er wird es nicht einmal gewahr. „So ihr in mir bleibet, und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren,“ spricht unser Herr Christus, und Doctor Luther hat zu diesen Worten einem guten Freund folgende Auslegung in seine Bibel geschrieben:

„Das ist und heißt ja eine große Herrlichkeit und Freiheit, daß wir getrost und kühnlich zu Gott beten können, und soll alles gewißlich erhört sein, wo wir zuvor auch ihn und sein Wort hören und dabei bleiben. Und ist fürwahr ein schöner Wechsel: hörest du mich, so höre ich dich; hörest du aber mich nicht, so höre ich dich wieder nicht. Eins um's Andere, wie du willst. Wie unzeitig sind nun die Feinde oder Verächter des Wortes Gottes! Die haben keinen Gott, und ob sie gleich viel beten, so hört ers doch nicht, Psalm 18: Sie rufen, aber da ist kein Helfer; zum Herrn, aber er höret nicht.“

Und weil der Herr unser Gott uns auf vielfache Weise zeigen und klar machen will, daß er das Gebet seiner Gläubigen gerne hört und erhört, so gibt er uns die Erlaubniß, ja den Befehl, für alle Menschen zu bitten; selbst die Fürbitte für unsre Feinde und Widersacher legt er uns ans Herz. Mit der Ausführung dieses Befehls ist es freilich meistens auch sehr ärmlich bestellt. Gelegenheit hätten wir genug, aber sie wird nicht wahrgenommen. Wo findet sich wohl eine Versammlung von Christen, wo sich nicht auch Feindschaft zeigt! Und daß solche Feindschaften wachsen und die Luft größer wird, das kommt von der Vernachlässigung der Fürbitte: man trägt seine Feinde nicht fleißig Gott vor in herzlichem Gebet.

Ein weiterer Gegenstand unserer Fürbitte ist die liebe Kirche Gottes auf Erden. „Bittet den Herrn der Ernte,“ spricht Gott, „daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ Daß Gottes Wort noch nicht solchen Fortgang hat, wie es sollte, können auch wir mit unserm Luther sagen, daran ist nichts Anderes Schuld, als daß wir zu träge sind, zu bitten um scharfe Beile und heiße Nothlen. Er hat uns befohlen zu beten, daß sein Name geheiligt werde, sein Reich komme, das ist, daß sein Wort und die Christenheit wachse und stark werde. Aber da wir

es gehen lassen, wie es will, und nicht mit Eifer beten, so geht es auch lau zu; die Pfeile sind stumpf und matt, und die Kohlen ausgelöscht und kalt, und der Teufel ist nicht mehr bange vor uns. Darum laßt uns wachen und lebendig werden! Die Zeit ist da; der Teufel thut uns allewege manchen schlimmen Streich; laßt uns darum wiederum einmal etwas gegen ihn thun, das ihm nicht behagt, und uns an ihm rächen; das ist, laßt uns ohne Unterlaß Gott bitten, daß er uns genug Schützen sende, wohl ausgerüstet mit scharfen Pfeilen. O, welch reichen Segen wird ein solch treues Gebet herniederbringen auf unser liebes lutherisches Zion hier im fernen Abendlande.

Wie wir Christen in Amerika ganz besonders Ursache haben, für unsre Kirche und ihre Diener zu beten, so haben wir auch, indem jeder von uns, der Bürger des Landes ist, auch ein Stück der Landesobrigkeit ist, eine doppelte Pflicht, für die Wohlfahrt dieses Landes zu beten. Und wenn an die Juden, die zu Babel in der Gefangenschaft waren, der Befehl erging: „Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe lassen wegführen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn es ihr wohlgehet, so gehet es euch auch wohl“ — so haben wir zehnfach Ursache, für das Gedeihen unse- res Landes zum Herrn zu beten, dieses Landes, dessen Einrichtungen wir es wenigstens zu verdanken haben, daß hier die Kirche Gottes nicht in Gefangenschaft, vielmehr in schönster Freiheit erblühen dürfte und tagtäglich neue Zweige schießt. Zwar ist ja in unserm Staatswesen auch so manches, was anders und besser sein sollte; aber da laßt uns nur wieder einmal Einkehr bei uns halten und nachfragen, ob nicht am Ende mancher Uebelstand auf unsre Rechnung zu schreiben ist, weil wir in der Fürbitte für dies unser Land nicht treulich unsre Pflicht und Schuldigkeit gethan haben. Denn was können unsre Politiker in den gesetzgebenden Versammlungen viel zu Wege bringen, wenn Gott auf ihre Berathungen und Beschlüsse nicht seinen Segen legt? Aber um seinen Segen will Gott gebeten sein auch in diesem Stück, sonst geht es, wie Luther sagt: da sitzen oft solche Stützen in einem Königreich und Fürstenthum, welche meinen, sie könnten wohl den Himmel tragen, wenn Gott es ihrer Weisheit überlassen wollte. Aber da ist keiner, der auf zum Himmel seufzt und Rath und Hilfe bei Gott sucht. Denn sie sind so gottlose Leute, daß sie ihr Gewissen nicht zu Gott beten oder rufen lassen; oder sie sind so gewiß und sicher in ihrer eigenen Weisheit, daß sie es verächtlich vergessen, als ob sie es nicht bedürften; oder sie sind so gewohnt ohne Gott zu rathschlagen und verstockt in ihrem Unglauben. Also muß unser Herrgott müßig droben sitzen und darf nicht kommen in solcher Leute klugen Rath, und redet darum mit seinem Engel Gabriel und sagt: Lieber, was thut diese weisen Leute in ihrem Rathhaus, daß sie uns nicht mit nehmen wollen in ihren Rath? Lieber Gabriel, gehe hin und nimm Jesaias mit dir und lies ihnen heimlich eine Lection durch die Fenster und sprich: „Mit sehenden Augen sollt ihr nicht sehen, mit hörenden Ohren sollt ihr nicht hören, besüßiget einen Rath, und werde nichts draus; beredet euch, und es bestehe nicht.“

Die Güter, um die wir Gott bitten dürfen und sollen, sind theils leiblich und zeitlich, theils geistlich und ewig. Wir sollen nicht denken: „In gro-

ßen und schwierigen Angelegenheiten müssen wir uns wohl an Gott wenden, aber in Kleinigkeiten müssen wir uns selber helfen.“ Nein, Gott macht nicht wie wir einen Unterschied zwischen klein und groß, und ohne Gott können wir weder kleines noch großes ausrichten: die kleinste Freude in der Welt ist eine Gabe Gottes. Was wir aber nicht mit gutem Gewissen von Gott erbitten können, das sollen wir uns auch nicht wünschen, daran dürfen wir auch keine Freude haben.

Doch einen Unterschied sollen wir allerdings machen unter den verschiedenen Gaben Gottes. Wollten wir die irdischen Güter in unsern Gebeten vorne an setzen, so würden wir uns verständig; denn wir sollen am ersten trachten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Zeitliche Güter stehen tiefer im Rang als die ewigen und müssen den ewigen nicht vorangeseht werden; wie man schon an der Stellung der Bitten im Vaterunser sieht: in den ersten drei Bitten beten wir um geistliche, in der vierten erst um leibliche Güter. Wo es sich um zeitliche Güter handelt, da soll es bei unserm Gebet, wenn auch nicht immer in ausdrücklichen Worten, doch stets im tiefsten Herzen heißen: „Herr, so du willst.“ Das sehen wir am Exempel des Aussätzigen im Evangelium, das zeigt uns auch das Beispiel unsers Heilandes, da er dort im Garten Gethsemane um Wegnahme des Leidenskelches bittet, aber mit Ergebung in den Willen seines Vaters hinzusetzt: „Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Um geistliche und ewige Güter können wir theils mit, theils ohne Bedingung bitten. Pontopidan in seiner großen Erklärung sagt darüber: „Aber vornehmlich um geistliche, wie die Vergebung der Sünden, Stärkung des Glaubens, ein reines Herz, gute Bereitung zum Tode und die ewige Seligkeit. Doch diejenigen geistlichen Gaben, die nicht unbedingt zur Seligkeit nöthig sind, als: ein hoher Grad geistlicher Betrübniß, das Gefühl der Freimüthigkeit des Glaubens, große geistliche Freude, u. s. w. dürfen ohne Bedingung nicht gebeten werden.“ Denn wie es mit den zeitlichen Gütern ist, daß nämlich nicht alle sie ertragen, sondern manche dadurch stolz und hoffärtig werden und von Gott abfallen, so können auch manche geistliche Gaben einigen zum Segen gereichen, andern hingegen eine Ursache des Falles werden; und die Verleihung solcher Gaben muß ein Christ ebenfalls demüthig dem Willen seines Gottes anheimstellen. Diejenigen Gaben endlich, welche unbedingt nöthig sind, wenn wir selig werden sollen, die sollen wir ohne alle Bedingung von Gott erbitten; ja, wollte jemand um Vergebung der Sünde und ein seliges Ende mit der Bedingung bitten: „Herr, so du willst,“ so hieße das nichts Anderes, als an Gottes klaren Verheißungen zweifeln und sein Wort Lügen strafen.

Der Inhalt unserer Gebete soll aber nicht nur bestehen in Bitten um Güter und Segnungen aller Art, sondern unser Herz und Mund soll auch überfließen von Lob und Dank gegen Gott, der uns so viel Gutes thut. Schon daß wir zu Gott beten dürfen, ist ja eine Wohlthat, für die wir ihm nie genug danken können; und der liebste und beste Dank, den wir dem himmlischen Vater für diese Wohlthat bringen können, ist, daß wir von dieser Erlaubniß, die wir haben, einen möglichst ausgedehnten Gebrauch machen. Man beschuldigt uns Lutheraner so gern der todtten Orthodogie, daß wir

uns nämlich an der reinen Lehre genügen lassen, ohne sie im Leben zu üben. Wir weisen ja diese Beschuldigung mit Recht als unwahr zurück; aber wir müssen auf unser Gut sein, daß sie nicht wahr werde. Es würde uns Lutheranern, die wir Gottes Wort lauter und rein haben, schlecht stehen, wenn wir uns im Eifer zum Gebet beschämen ließen von den Sekten, ja von den Heiden, die um die größten wie um die kleinsten Dinge in Gebeten, freilich in eitlem Gebeten, sich an ihre Götter, an ihre eitlen Götzen wenden. Darum sei das Wort stets vor unsern Augen und in unsern Herzen:

„So ihr solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut.“ G.

Unser's Herrgotts Handlanger.

Erzählung von N. Fries.

(Fortsetzung.)

Das stand natürlich dem Simon sofort sonnenklar vor Augen, das Kind ist niemand anders als Mutter Klein's Lincchen! Der Zeitungsleser richtete sich jetzt auf, blidde rasch um sich und als er sich allein fand, stellte er mit einem eigenthümlich lauernden und doch befriedigten Lächeln die Zeitung unter seine Weste, da er sorgfältig dicht zuknöpfte. Dann erhob er sich und ging auf den Fußspitzen eilig davon.

Ja, es war so! Das Lincchen ward gesucht, und zwar von seinem nächsten natürlichen Verwandten, von seinem leiblichen Vater. — Man wird erstaunt fragen, wie es denn zugehe, daß dieser Vater nicht längst sein Kind gesucht! — man wird fragen, wie es möglich sei, daß er überhaupt erst suchen müsse; daß er die Gegend, des Dorfes Namen nicht unauslöschlich seinem Gedächtniß eingepägt, wo er sein Kind zurückgelassen. Und doch findet dies Alles seine genügende Erklärung. In der Eile der Flucht, welche für den geborenen Deutschen, aber französischen Agenten, eine sehr heinzigende sein mußte, hatte der Mann des Wegs und der Dickschäften, welche man passirte, nicht geachtet; in der Dunkelheit des Herbstabends waren alle äußeren Umrisse ihm verschwommen; — des Dorfes Namen erinnerte er sich nicht, damals oder später gehört zu haben. Denn als des Kindes Mutter in Paris wieder mit ihrem Gatten vereinigt worden, da hatte sie sich, von der großen körperlichen und geistigen Anstrengung zu gewaltig erschüttelt, auf's Krankenbett legen müssen, das ihr zum Sterbebett geworden.

Aber stellte der Mann denn nicht sofort ernstliche Nachforschungen an nach seinem Kinde? Die nächsten Jahre seines Lebens waren so wild bewegt, so voll unsteten Treibens, daß er es auch bei dem besten Willen nicht vermocht haben würde; und sein Herz war von der Beschaffenheit, wie so manches Menschenherz, daß es dem Sande gleich am Strande der See, darüber die Wellen hinspülen Tag für Tag und löschen alle Schrift aus, die das Leben und der Finger Gottes hineinschreiben. In diesem durch und durch verweilichten Herzen tauchte wohl in den nächsten Jahren einmal der Gedanke auf an dies Kind, das er nie mit seinen Augen gesehen, aber es war nur ein Auftauchen in dem bunten Lebensstrom, in welchem er dahinjrieb, und bald war auch die letzte Erinnerung verschwunden. —

So kamen und gingen die Jahre. Es war dem Manne, der verrätherisch an seinem Vaterlande gehandelt, dennoch gelungen, sich wieder einzunisten in den traurigen Zeiten, welche den Freiheitskriegen folgten, wo der schöne Traum des deutschen Volks von Wohlfahrt und Glück durch die Selbstsucht und Verblendung der Regierungen vernichtet ward. An einem kleineren deutschen Hofe war es dem „Kriegsrath Wohlers“ gelungen, eine Stellung zu erreichen. Woher der Titel stammte, wußte Keiner — woher die Gelder stammten, die es dem Manne möglich machten, ein stippiges und verschwendrisches Leben zu führen, wußte auch Keiner. — Verheirathet hatte er sich niemals wieder, sondern es vorgezogen, irgend ein weibliches Wesen, mit äußerem Schloff und Puh, meistens französischer Abkunft, die geselligen Pflichten seines Hauses ausüben zu lassen. —

Darüber wird man sich nicht wundern, daß ein solcher Mensch für sein Kind kein Herz hatte, daß es ihm daher niemals eingefallen, ernstlich Nachforschungen zu halten; man wird vielmehr sich wundern, daß er sich jetzt dazu veranlaßt gefunden nach 18 Jahren. Der Antrieb dazu war nichts Anderes als eine Erbschaft, an welche seine verstorbene Frau oder deren Nachkommen Ansprüche erheben konnten, und da es sich hier um bedeutende Summen handelte, so wird man begreifen, daß plötzlich in dem Kriegsrath die wärmste Vaterliebe erwacht war und er Alles in Bewegung setzte, um seine verschollene und verlorene Tochter wieder zu finden; — man wird es auch begreifen, daß der Krager-Simon, als er am nächsten Tage in die Residenz kam, als er das elegante Haus des Mannes erfragt, den er suchte, als er endlich auf dem weichen Teppich stand in seinem sogenannten Arbeitszimmer, in welchem nichts weniger als gearbeitet ward, und sich durch die blauen Gläser einer goldenen Brille scharf betrachten lassen mußte, eine willkommenere, wenn auch vorläufig noch etwas kühle Aufnahme fand. Der arme Simon! seine Finger zuckten so eigenthümlich, als zählten sie schon Geld; — die ganze Nacht hatte er in blanken Thalern und Goldstücken gewühlt und hatte gar nicht damit zu Ende kommen können, das Silber und Gold auseinander zu suchen, — und jetzt hieß es ganz von oben herab, man wolle sich persönlich und sofort davon überzeugen, ob die vorgebrachten Behauptungen Grund hätten, es seien schon mancherlei Leute mit grundlosen Angaben da gewesen. Von den ersten Thalern war vorläufig noch gar keine Rede, — sondern der Herr Kriegsrath schellte und befahl dem eintretenden Diener, sofort einen Wagen kommen zu lassen. —

Mutter Klein gebrauchte auch eine Brille, aber sie war in Horn gefaßt und nicht in Gold, wie die des Herrn Kriegsraths. Durch diese Brille blickte sie eifrig auf die Maschen eines rothen Kinderstrümpfchens, daran ihre emsigen Finger strickten. Der Strumpf war für das arme Würmlein Else bestimmt, denn der sitzige Simon gab keinen Heller dafür her, und Mutter Martha's Mittel waren auch nicht groß; der rauhe, kalte Herbst war gekommen, und noch immer waren die kleinen Vindchen nackt und blau vor Kälte. Das konnte Mutter Klein nicht mehr ansehen; so oft sie etwas aus dem Laden holen mußte und das Kind so verkommen auf dem Ladentisch sitzen sah, war's ihr eine Herzerkrankung. Nun strickte sie den einen und Vin-

den den andern Strumpf. Der kurze Nachmittag wollte schon zu Ende gehen, darum mußte die Alte bei dem schwindenden Licht so genau zusehen durch die Brille, beim Zählen der Maschen. — Sie hatten's wieder so recht gut mit einander die beiden Frauen. Gerade als sie beim Nachmittagskaffee gesessen, war David-Sander angekommen und hatte viel zu erzählen gehabt. Ein Brief vom Lorenz war angelangt, voller Freude und Glück. Der Soldat war fertig, einexercirt und in voller Kriegsbereitschaft wartete er jeden Tag auf die Ordre, daß er nun abgehen solle auf den Kriegsschauplatz. Da habe er denn doch vorher noch einmal dem alten Großvater Nachricht geben wollen. — Es sei ihm gut und schlecht gegangen, seit er Abschied genommen von dem Dörschen und seinen Bewohnern, knappe und reichliche Kost habe er gehabt, weich und hart geschlafen, auch schon draußen unter freiem Himmel die Nächte zugebracht. — Schelten und Flüchen, aber auch manches liebe, freundliche Wort von schönen Frauen und Mädchen habe er seitdem hören müssen und dürfen, — bei alledem sei ihm das Herz lustig wie die Lerche in der Luft und der Großvater solle sich ja nicht grämen und Sorge machen, wenn er's auch nicht zum General bringen werde, ein Oberst solle und müsse aus ihm werden. — Allen guten Freunden und Bekannten schickte er schöne Grüße, und bitte auch das Vindchen zu grüßen, wenn sie denn einen Gruß von ihm haben wolle. — Das war noch ganz der alte Lorenz, der aus dem Briefe sprach, mit dem alten leichten, lustigen Herzen! David hatte lange still auf seinem Schneidertisch gesessen, als er den Brief zu Ende gelesen. Die Wanduhr ging im ruhigen Tact weiter, — der Herbstwind spielte mit den goldgelben Kastanienblättern, die draußen leise und feucht auf den Bildstock herabrieselten; — da klang es recht ergreifend durch die große Stille, als der Alte, gleichsam die Summa seiner Betrachtungen zog mit dem Worte: „Des Menschen Herz schlägt wohl seinen Weg an, aber der Herr allein schafft, daß es fortgehe!“ — David sagte das so langsam und so feierlich, dann ließ er sich vom Tische herabgleiten, schlüpfte in die Schuhe und wanderte gesenkten Hauptes hinüber zu Mutter Klein. —

Er hatte den Frauen des Lorenz Brief vorgelesen und Beide hatten aufmerksam zugehört, die Alte hauptsächlich um David's willen, die Junge auch um des Lorenz willen. — Was sagt Ihr dazu? — fragte David, als er zu Ende gelesen, und blickte mit seinen scharfen, dunklen Augen so ernst von dem alten in das junge Gesicht. Vindchen hatte eine Weile mit Stricken aufgehört, beim Schluß war sie roth geworden und hatte eifrig die Arbeit wieder aufgenommen. Auf David's Frage antwortete sie natürlich nichts. Mutter Klein aber nahm das Wort und sprach: „Kommt, der Kaffee ist eben fertig, Ihr trinkt eine Tasse mit, dabei kommen einem oft die besten Gedanken!“ Und als sie nun mit Behagen ihre Tasse geschlürft, fuhr sie fort: „Erschlich ist es doch vor Gott mit Dank zu sagen, daß der Junge noch lebt und in guter Gesundheit, daß ihm also die Frist noch weiter gesetzt, und dann will's mir auch scheinen, ist doch ein Brief, wie er denn auch sein mag, besser als keiner. Er hat seine Vergangenheit doch noch nicht von sich abgeschüttelt, sie hängt ihm noch an den Sohlen, und das ist gut! Der Faden ist stark und dehnbar, verlaßt Euch drauf, er reißt nicht, und wer weiß, ob ihn

sein Herrgott nicht an dem Faden in's Himmelreich zieht. Das Körnlein liegt ja den ganzen Winter draußen im Aker und alle Wetter gehen drüber hin, — kommt aber nur erst der Frühling, so wird's doch grün!“ David faltete seine Hände und seufzte dabei — Vindchen strickte schon wieder und hatte die Augen auf dem Strickzeug, so viel man aber sehen konnte, glänzten diese Augen, als wären sie feucht.

Hernach war David weggegangen und Mutter Klein hatte ein Vanges und Breites geredet, wie herzliches Mitleid sie habe mit dem alten, einsamen Manne, wie schwer die Gotteshand ihn heimgesucht, wie warm sie es ihm wünsche, daß er noch eine Lebensfreude, wenn auch spät, an dem Entlohn finden möge — und hatte endlich dann noch hinzugesagt: „Nun, wenn's denn auch hier nicht sein soll — so doch ganz gewiß dort!“ — und dabei nickte sie ganz vergnüglich, daß die Hornbrille sich verschob. —

Darauf war's eine Weile ganz stille gewesen äußerlich — innerlich, was das Vindchen betraf, aber nicht — bald fleg's ihr roth in die Wangen, bald sah sie bleich und um die Lippen zuckte es. Man sah's ihr an, die Gedanken wollten zu Worten werden, und konnten doch das r e c h t e Wort nicht finden. Mutter Klein merkte davon gar nichts, sie zählte ihre Maschen. — Endlich sagte das Mädchen mit bebender Stimme: „Mutter, der Lorenz kommt zurück, verlaßt Euch drauf! und wenn er a n d e r s wiederkommt, als er gegangen, werd' ich sein Weib!“

O weh! da glitten alle die Maschen von der Stricknadel, ja der ganze Strumpf fiel auf die Erde, — denn die Hände, die ihn gehalten, sanken wie gelähmt am Leibe nieder — das Knäuel rollte weit über den Boden hin und ein rother Faden zog sich zwischen der Alten und der Jungen! Vindchen hatte auch den Strumpf in den Schooß gelegt und blickte erwartungsvoll über den rothen Faden weg die Alte an, mit ihren großen blauen Kinderaugen! —

Da gerade in diesem ersten Augenblick kam laut und rasch ein städtischer Wagen die Dorfstraße herauf und hielt mit Peitschenknall vor dem Häuschen still. Die Beiden blickten hinaus und sahen mit großem Erstaunen Simon, den Kaufmann, vom Kutschersitz herabspringen, — sahen die Wagenguthür sich öffnen und einen fein gekleideten Herrn aussteigen, sahen, wie Simon auf die Hausthür wies und voranging, dieselbe aufzuthun, — sahen endlich Beide, den Herrn zuerst und Simon hinter drein zu sich in's Stübchen treten! — Der rothe Faden zog sich noch von Mutter Klein's Schooß quer hinüber in die Ecke, und die Beiden standen jenseits des Fadens; hätte die Alte gewußt, was sie wollten, ach, sie hätte wohl gern den schwachen Faden zu einem unübersteiglichen Bollwerk gemacht! —

Da ist sie! rief jetzt Simon, und deutete auf das Vindchen! seht sie Euch nur an, Herr, ob's nicht ein feines Mägdlein ist, und die Alte da wird's Euch bezeugen, daß ich die Wahrheit gesagt und daß mir allein der Lohn gebührt, wenn Ihr Euer Kind wiedergefunden! —

Während dieser Worte hatte die Alte unverwandt den feinen städtischen Herrn angestarrt, — ja sie erkannte ihn, — es war der Mann, den sie vor so vielen Jahren im Stern-Wirthshause gese-

hen — es tagte immer weiter vor ihren inwendigen Augen — es ist der Vater des geliebten Wesens, das ihr zum Leben unentbehrlich geworden — dessen Liebe ihr Sonnenschein, ihr süßer Trost, ihre glückselige Freude — der Vater kommt, sein Recht geltend zu machen, sein Eigenthum zurück zu fordern, — so weit ist die Alte in einem Nu mit ihren Gedanken gekommen, — da drängt sich ein dumpfer Schrei über ihre Lippen, und wie zerbrochen sinkt sie zurück auf den Stuhl, wovon sie sich erhob, als die Beiden eintraten.

Der Herr blickte mit scharfem, prüfendem Blick auf das Mädchen durch seine goldene Brille, und sie erschien ihm wirklich wie in Gold gefaßt, zunächst darum, weil ihm jetzt die reiche Erbschaft nicht entgehen konnte, und dann — er war ein Kenner von Frauenschönheit — dieses Mädchen in städtischen Kleiderz, diese Fülle von Lieblichkeit, gehoben durch eine geschmackvolle, reiche Toilette — in diesem üppigen blonden Haar ein Kranz von Pariser Blumen; — es konnte nicht fehlen, er würde nur unter reichen Schwiegervöthern eine Wahl zu treffen haben.

(Vorfesung folgt.)

Kleine Geschichten.

Wat bi Processen rutkummt.

Na, wat heww ji denn, ji beeden Nawers? rode Köppe un glühe Dogen? Zank un Strit um den Bom, der up ju Grenze steiht? un nu schall dat Processen losgahn?

Noch 'n bäten Geduld, id will ju erst 'ne Geschichte vertellen.

Ji hewwt den olen Brünner nich kaant. Als id 'n Junge was, da satt he jeden Dinstag und Fridag as Rathherr up de Rathskub, allen Strit to schlachten un to richten. He mate korten Proceß, as he sülm to seggen pläg, un den Rüd stunnen sic bäter dabei, as upstund bi de langen widlöstigen Schriwerien. Aber Proceße sind Proceße, 't is 'r min Dage noch nicks bi rutkamen.

Eens sitt de Rathsherr up sinen Richterstuhl un denkt: Na, hüt giwt dat ja wohl nicks. Da geiht de Dör up un voran kümmt de Rathshdiener Korf herin, de het 'n Hahnen up sinen Arm, as ob he 'n leew lütt Kind dreggt, und so marschirt he snurstracks up den Rathsherrn to.

Wat is dat? seggt de Rathsherr, wat will de Hahn hier vör Gericht?

Mit Beklow, Herr Rathsherr, antwort Korf, de Hahn will nicks, aber düsse beeden olen Wiver, de wißt den Hahnen alle beede.

Lat se vör, seggt de Rathsherr, un du holl den Hahnen wiße.

Nu gung de Spektakel los. De Fielische seggt: de Hahn is mi in. Ne, seggt de Fielische, 't is mi in Hahn. Id kann't bewiesen, inwert de Fielische; min Hahn freiht jeden Morgen Klock dree, un dat het düsse noch hüt dahn; id bin 'r von upwakt. Un hier is mi in Bewies, schriet de Fielische, un tüht 'ne swarte Fedder ut ä'n Knüttelbüdel; sehn Se, Herr Rathsherr, paßt de nich ganz aktwat to ön? de het he erst vörige Woche ut sin Schwanz verlarven. Un so gung dat in eens fort.

Der Rathsherr leet dat ne Tidlang geduldig gewähren. Tocht aber röpt he mit sin wuchtige

Stimm': Stille jetzt, un nu paßt mal up: Wobee tarirt Ji den Hahnen?

Oh, acht Gröschchen gewiß, seggt de Fielische. Ja, seggt de Fielische, acht Gröschchen is he ganz god werth.

Na, seggt de Rathsherr, denn is ja Allens klar. Acht Gröschchen kost de Hahn, un acht Gröschchen kost de Termin. Geld heww ji nich; so will id den Hahnen davör annehmen — von Rechtswegen. Korf, bring den Hahnen mal na min Fru; se schöll ehm glicks up Füer fetten to'r Suppen un schöll dat Suppenkrut nich vergäten; Klock twölf wör id to Hus. Ji awer könnt nu gahn, un wenn je mal wedder öwer'n Hahn unzens sünd, so kaant man drist hierher; wie wollt 'r wol öwer fertig wern.

Seht ji nu wol, Rimmers, wat bi Processen rutkummt? Id will ju awer wat seggen: Lat den Bom geruhig stahn; he giwt Schatten vör twee, un hier is unner öm 'n prächtigen Platz vör'ne Bank. Maht se awer lang nog, dat id 'r mit ju tosam of noch up sitten kann. Un öwer de Bank will id an den Bom schriwen: Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder einträglich bei einander wohnen. Pf. 133, 1.

Und: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Matth. 5, 9.

St. D.

Zwei Täuslinge aus hoher Kaste.

Beide Täuslinge, von welchen ich hier erzählen will, gehören zur Kawareikaste, einer hohen Kaste des Telugulandes, deren Glieder eigentlich dem Kaufmannstande angehören und deren etliche sogar zur königlichen Herrschaft gelangten. Die meisten Angehörigen dieser Kaste sind, ähnlich allen andern, die zur Kaufmannkaste gehören, Wischnuverehrer.

1. Einer, der wie ein Brand aus dem Feuer gerissen ist.

Kamasami, oder wie er als Christ heißt, Samuel David, ist schon von Br. Kremmer Weihnachten 1873 getauft worden. Da dieser jedoch über ihn im Missionsblatt nur kurz berichtet hat (Miss. Bl. 1875 S. 50), so werde ich seine Geschichte hier von Anfang an erzählen. Seine Familie wohnt im äußersten Süden des Tamulandes, in der Stadt Tinnewelli, und besitzt dort Felder und Häuser. Sein Vater, welcher zugleich Gummastah oder Schreiber war, hinterließ sein Eigenthum zweien Söhnen, die beide damals in der Regierungsschule lernten, um später eine Anstellung zu erhalten. Der ältere Bruder, welcher schon Frau und Kinder hatte, hing sich heimlich an ein andres Mädchen, verkaufte unter der Hand alles, was er hatte, verließ Frau und Kind und ging mit seiner Geliebten davon. So war denn auch der Bruder Kamasami brodlos geworden, während die Frau mit dem Kinde zu ihrem Vater, dem Onkel der beiden Brüder, zurückkehrte. Den verschwundenen Bruder zu suchen, verkaufte Kamasami Ohrringe und andre Schmucksachen und ging nach Madras, wo er den Bruder zu finden hoffte. Aber vergebens, er fand den Bruder nicht und sah sich selbst bald von allen Mitteln entblößt. In dieser Noth gedachte er an die Mission, und die christlichen Eindrücke, welche er schon in seiner Heimath empfangen hatte, wachten wieder auf. Hatte er doch in Tinnewelli schon öfters die christliche Kirche der Church Mission besucht! Wohl mochte ihn zunächst hauptsächlich die Hoffnung

bestimmen, mit Hilfe der Mission weiter lernen zu können, wozu ihm sonst die Mittel fehlten. Er wandte sich zunächst zur Londoner Mission; da er aber merkte, daß sie gar keinen Kastenunterschied duldeten, verließ er dieselbe und kam zu uns. Br. Kremmer nahm den achtzehnjährigen Knaben in die Kostschule auf, unterrichtete ihn zwei Monate lang und taufte ihn Weihnachten 1873, wo er dann den Namen Samuel David erhielt.

Samuel David lernte 1½ Jahr fleißig in unserer Schule. Da aber verführte ihn ein gewisser Lehrer Jakob, der dem Br. Kremmer auch sonst viel Herzleid verursacht hatte und in Welur (engl. Bellore) an der Schule der Schottischen Freikirche als Lehrer angestellt war. Er berebete ihn heimlich, die Kostschule zu verlassen und zu ihm nach Bellore zu kommen. Dort wolle er ihm weiterhelfen, daß er bald ein Regierungsexamen bestehen könne. Bei Nacht und Nebel verließ Samuel David im Mai 1875 zu großer Betrübnis des Br. Kremmer die Kostschule.

In Bellore ward jedoch Samuel David von seinem Verführer betrogen, eine gerechte Strafe dafür, daß er seinen geistlichen Vater betrogen hatte. Lehrer Jakob behielt ihn als seinen Diener bei sich; er mußte alle Arbeit im Hause thun und fand keine Zeit zum Lernen seiner Aufgaben. Außerdem trieb ihn Jakob mit allerlei betrüglischen Worten dazu, in der reformirten Schottischen Kirche das Abendmahl zu empfangen. Er könne dabei doch einen lutherischen Glauben haben, redete er ihm vor. Doch nur einmal gab er den listigen Reden des Verführers Gehör und hat, wiewohl mit bösem Gewissen, dort das Abendmahl genossen. Da Lehrer Jakob ihm keine Zeit zum Lernen gab, entzweite er sich endlich mit ihm und verließ dessen Haus. Beiden beherbergten ihn auf 3 Tage und gaben ihm das Reisegeld, daß er nach Madras zurückkehren konnte. So kam er hier im Oktober vorigen Jahres an, nachdem Br. Kremmer längst nach Deutschland gegangen war. Wie sollte ich wohl einen büßfertigen Sünder, der in's Vaterhaus reumüthig zurückkehrte, von mir stoßen? Ich nahm ihn wieder in die Kostschule auf, die ihm eine zweite Heimath geworden war. Ostwärts hatte ich Gelegenheit, mich über seine Schriftkenntnis zu wundern. Weil er zu vielen äußern Dingen Geschick hatte, wurde er gewissermaßen den andern Knaben vorgefetzt.

Er lernte etliche Monate fleißig, dann aber ward der Feind wieder geschäftig, ihn zu versuchen und zum zweiten Mal ließ er sich behören, die Kostschule heimlich zu verlassen. Als ich im Monat März 1876 zusammen mit meiner Frau zur Synode nach Trankebar gereist war, ward es ihm über, mit den kleinen Knaben zusammen in einer Klasse zu lernen. Die Sehnsucht, seine Heimath und seine Verwandten wieder zu sehen, erfaßte ihn mit Macht und eines schönen Tages machte er sich auf und davon. Er wanderte dem Süden zu und kam glücklich nach Tinnewelli. Dort klopfte er an das Haus seines Onkels, des Vaters der Frau seines Bruders, an. Als aber dieser hörte, daß er Christ geworden sei, ließ er ihn nicht in sein Haus hinein. Draußen in der Veranda mußte er bleiben, dort ward ihm 3 Tage lang sein Essen vorgefetzt. In dieser Zeit bestürmten ihn seine Verwandten, er solle Christum verleugnen und wieder Heide werden. Einem solchen Rückfälligen pflegen die Brahminen dann die Zunge mit glühendem Eisen zu brennen und den Saffaram, das Zeichen Wischnus, auf beide Schultern einzubrüden, damit er von der Verunreinigung des Christenthums

gereinigt werde. Da Samuel David seinem Heiland treu blieb und nicht verleugnen wollte, beriethen sie sich, ihn zu binden und an irgend einem Orte des Hauses gefangen zu halten. Das verkündete ihm seine Schwägerin, des Dufels Tochter, und sagte, er solle schnell fliehen. Er forderte von ihr Geld zur Reise. Da sie augenblicklich nichts hatte, verbarg sie ihn auf 5 Tage in einem benachbarten Hause und brachte ihm dorthin heimlich das Essen. Darnach gab sie ihm 2 Rupies und 2 Böschtis und entließ ihn heimlich. Er kam mit diesem Gelde bis Dindigul. Da er nichts zu essen hatte, so ging er zu den Lehrern der Römischen Schule in Dindigul und fragte, ob sie vielleicht Arbeit für ihn hätten. Da gerade eine Lehrerstelle unbesezt war, nahm der Römische Priester ihn einstweilen als Lehrer an, sagte aber im Anfange nichts von seinem Uebertritt zur Römischen Kirche. Da er dort bald krank wurde, brauchte er ärztliche Hülfe und nun hatten die Römer ihn ganz in ihrer Gewalt. Sie verlangten, er solle zur Römischen Kirche übertreten, sich noch einmal taufen lassen (diese Wiedertaufe ist hier in Indien in der Römischen Kirche allgemeiner Brauch, ganz entgegen den Regeln der allgemeinen christlichen Kirche) und dann nach Negapatam gehen, um dort in ihrem Seminar zu lernen. Gegen den Uebertritt zur Römischen Kirche hätte er unter seinen damaligen Verhältnissen nicht so gar viel eingewendet, aber sich noch einmal taufen zu lassen kam ihm als eine Verleugnung seiner ersten Taufe, ja des Christenthums überhaupt vor. Dagegen sträubte sich seine ganze Seele und außerdem war sein Gewissen in der Krankheit aufgewacht und strafte ihn wegen seines heimlichen Verlassens der Kostschule.

Er war mit seinen Freunden in Madras wieder in briefliche Verbindung getreten und obgleich er äußerlich den Römern gegenüber sich stellte, als sei er bereit, alles zu thun, was sie verlangten, schrieb er doch nach Madras sehr betrübt, daß seine Seele zu Grunde gehen würde, wenn er die Forderungen des Römischen Priesters erfüllte. Ich theilte einen solchen Brief in Uebersetzung mit, den er am 12. April an Sebattian, einen Knaben in der Kostschule, schrieb.

Dindigul, den 12. April.

Wenn Du sagst, was ist die Nachricht, die ich, der Verräther Samuel David, an den mir vom Herrn gegebenen lieben Tambi (jüngern Bruder) Sebattian schreibe:

Jetzt bin ich und meine Freunde hier wohl; daß auch Du und der neue Lehrer gesund seid, hoffe ich im Herrn. Mein lieber Tambi, ich bin dem Aier und der Ammal (Missionar und Frau) sehr undankbar gewesen. Bis jetzt bin ich noch nicht in diese Gemeinde aufgenommen. In dieser Schule des Sami- jar (Römischer Priester) habe ich eine Anstellung als Lehrer: Er hat zu mir gesagt: „Ich will Dich nach Negapatam senden. Nachdem Du dort gelernt hast, mußt Du einen Eid ablegen, daß Du nicht wieder zur Lutherischen Mission gehst.“ Ich antwortete nichts. Darauf sagte er: „Vorher mußt Du noch einmal die Taufe empfangen. Die Taufe, welche Du in der Pöterkirche empfangen hast, ist nicht richtig.“ Mein Gewissen peinigt mich sehr. Außerdem bin ich auch krank. Wenn Du fragst: „Welche Krankheit?“ Dieselbe Krankheit, welche ich hatte, als Krammer Aier noch dort war, nämlich daß mir die Luft wegbleibt und ich keinen Athem holen kann. Jene Krankheit ist jetzt wieder gekommen. Wenn ich sterben sollte, muß ich zur Hölle fahren. Was soll ich thun? Sag mir das, mein lieber Tambi. Mein Gewissen peinigt mich ohn' Unterlaß. „Wie soll ich noch einmal die Taufe empfangen?“ so denke ich ohn' Unterlaß bei mir selbst. „O weh, wenn ich plötzlich ster-

ben sollte, so muß ich zur Hölle fahren“, heißt es in mir. Was soll ich machen? Sag mir doch, mein lieber Tambi. Wenn ich aus Liebe zum Lernen nach Negapatam ginge, was würde dann aus meiner Seele? Das muß ich wohl bedenken. Wenn ich daran denke, daß sie sagen, ich müßte erst noch einmal die Taufe empfangen, so überkommt mich Angst und Schrecken. Ohne Dir etwas zu sagen, habe ich am Aier und der Ammal Verrath verübt. Was soll ich thun? Der Satan hat mich überlistet. Während ich hier war habe ich einem der Chorknaben die Lutherische Lehre kund gethan und ihn dazu befehrt. Er fragte mich: „Warum hast Du jene Kirche verlassen und bist hieher gekommen?“ „Ich bin gekommen aus Sehnsucht, meine Heimath zu sehn“, sagte ich ihm, „und jetzt habe ich kein Geld zur Rückreise. Außerdem habe ich auch zum Römischen Priester gesagt, daß ich zur Römischen Kirche übertreten werde.“ „O weh“, sagte er darauf, „dann möchte auch ich wünschen, zu jener Kirche überzutreten.“ Ich spreche immer mit ihm über die Lehren der heiligen Schrift.

Wenn der Aier einmal vergnügt ist, liest ihm diesen Brief vor und zeig ihm alles. Ich bitte Dich, mir einmal wieder zu schreiben, was er dazu sagt. Wenn Du dies vergiffest und ihm nichts davon sagst, so werde ich zur Römischen Kirche übertreten und noch einmal die Taufe empfangen. Und wenn ich dann sterbe, gehe ich zur Hölle. Dafür mußt Du dann Rechenschaft geben, mein lieber Tambi. Wenn man uns beide in Trankebar aufnimmt, werden wir dorthin gehen. Der Herr möge es in Gnaden versehen. Dein David Samuel.

Natürlich mußte ich mich des Jünglings annehmen, der so durch eigne Schuld in schwere Versuchungen gefallen war. Ich schrieb ihm, daß wir ihn wieder aufnehmen würden, falls er wahrhaft bußfertig seine Schuld erkenne. Damit er zunächst nach Tritschinopoli kommen könne, sandte ich ihm 12 Anna in Briefmarken; dort empfahl ich ihn dem Katecheten Njanamutti und bat, ihn nach Trankebar weiter zu helfen. Meine Briefe fielen freilich in die Hände des Römischen Priesters und nun bedrohte man ihn, falls er treulos würde, und verlangte alles Geld zurück, das man für Arzt und Arznei gegeben. Auch suchten sie ihn jetzt erst recht mit allerlei Versprechungen und Vorpiegelungen zu halten. Aber schließlich setzte er es doch durch, daß sie ihn gehen lassen mußten. Er kam nach Tritschinopoli, wo ihm der Katechet das nach Trankebar nöthige Reisegeld gab. Ich hatte ihn an Dr. Grahl gewiesen. Da dieser aber in den ersten beiden Tagen nach seiner Ankunft keine Zeit hatte, sich um ihn zu kümmern, so folgte er der Sehnsucht nach seiner zweiten Heimath und den Einflüsterungen etlicher junger Leute und machte sich auf den Weg hieher. Obgleich ich unmöglich mit diesem Schritte zufrieden sein konnte, so durfte ich doch auch den, der wie ein Brand aus dem Feuer gerissen war, nicht zurückstoßen. Seine Worte und sein ganzes Benehmen legten Zeugniß ab von der tiefen Reue, die er über seinen Schritt fühlte. Freilich wurde es dem 21jährigen jungen Manne schwer, wieder mit den 12jährigen Knaben in der zweiten Klasse zu lernen. Und da er sonst vielfach von bösen Lüsten angefochten ward, so bat er darum, ob er nicht ins Polizeisach übergehen könne. Hoffentlich wird es gelingen, ihm durch die Fürsprache eines unsrer Christen, der Polizeispektor in Mailapuram ist, eine Anstellung als Peon oder Polizeidiener zu verschaffen, damit er dann möglichst bald in den Stand der heiligen Ehe treten könne. Er hat eine sonderliche Erkenntniß des Wortes Gottes; möge ihm der Herr nur auch ein festes, in Gottes Wort beständiges Herz geben! Dann könnte er noch in Gottes Hand das Werkzeug für die Bekehrung manches Heiden werden.

(Leipz. Miss. Bl.)

(Schluß folgt.)

Aus der Zeit der Morgenröthe,

als über Straßburg und dem Elsaß der Tag der heilsamen Reformation zu dämmern anfang, theilen wir unseren Lesern einige Worte der Rechtfertigung derjenigen Prediger Straßburgs an die Bürgerschaft mit welche es offen mit dem lautern Evangelium hielten.

Wir sind, sagten sie, verordnet den wahren Gottesdienst zu lehren und die Gemeinde zur Gottseligkeit zu führen. Dieses kann aber allein geschehn, wenn wir uns an die heilige Schrift halten. Dann müssen wir aber auch loben, was sie lobt und tadeln was sie tadelt. Die heilige Schrift aber lehrt, daß der wahre Gottesdienst und die ächte Frömmigkeit nur darin besteshe, daß der Mensch alles sein Vertrauen auf die Gnade Gottes, die das Verdienst Jesu Christi uns erworben, setze, und weder auf das eigne Verdienst, noch auf das anderer Menschen. Die wahre Frömmigkeit bewirkt auch Gott allein durch seinen Geist, mittelst des äußerlichen Wortes. Damit fallen aber alle Verdienste der abgestorbenen Heiligen, die Werke menschlicher Gemüthung, das Fegfeuer und Alles, was die Geistliche den Leuten als sei es verdienstlich, angepriesen haben. Wenn Gott allein wahre Frömmigkeit gibt, so mag auch durch Menschengebote Keiner der Gnade würdiger gemacht werden als der andere; also fällt auch jeder Unterschied der Personen weg, denn vor Gott sind die Gläubigen alle gleich; nur in seinem äußerlichen Thun wird jeder nach seinem Amte gehalten. Damit hört zugleich aller Unterschied der Speisen, der Kleider, der Orte, und alles Außerlichen überhaupt auf, denn Frömmigkeit und Gottesdienst bestehn allein in Glaube und Liebe. Darum haben auch Alle das Recht sich zu verheirathen, da Gott selbst gesagt, es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. . . . Es fallen endlich auch alle Gelübde, da sie Gottes Geboten zuwider sind. Ferner lehrt die Schrift nur zwei Sakramente, die Taufe und des Herrn Nachtmahl. Durch die ersten treten wir in die christliche Gemeinde, durch letzteres bezeugen wir, das wir in derselben bleiben wollen und erinnern uns, daß der Herr aus lauter Liebe seinen Leib und sein Blut für uns in den Tod zu ewiger Erlösung und zu dem ewigen Bund der Gnade mit dem Vater gegeben hat, welches mit Glauben zu betrachten ist: denn der Leib Christi und sein Blut genießen wir zum ewigen Leben. Die Messe ist diesem Genuße gerade entgegengesetzt und aus eitel Menschenlehren aufgerichtet und wäre schon an sich ein vergeblicher Dienst, wenn sie auch nicht wider Gottes Gebot sein würde. Denn der Priester will Christum erst noch aufopfern für die Sünde der Welt und hebt damit den Tod Christi auf, der sich selbst einmal aufgeopfert und die Seinen in alle Ewigkeit erlöst hat. Es ist auch die Messe keine Erinnerung und Verkündigung des Todes Christi, wie doch der Herr befohlen hat sein Nachtmahl zu halten.

Unstre Leser wissen, daß der barmherzige Gott den Grenel des Pabstwesens fast in ganz Elsaß abthat. Darob aber ergrimmete der ganze Abgrund der Hölle und alle Schuppen des alten Drachen. Dieser erregte eine Gegenreformation wo er nur konnte und wendete dazu besonders den Jesuitenorden an. Dessen Patres kamen als Missionare in die lutherischen Gemeinden und mit Hilfe des weltlichen Schwertes eroberten sie die dem Pabstthum verlorenen Gebiete wieder. So erging es auch der Grafschaft Nassau-Saarwerden und besonders Bockenheim (Saarunion).

Dieselbst waren, wie wir früher berichteten, die Jesuiten durch den Fürst von Baudemont eingeführt worden und hatten ein Kollegium eingerichtet. Aber 1634 wurden sie von den Schweden vertrieben. 1651 kehrten sie wieder. Bei den Jahren 1674 und 1675 steht jedoch angemerkt, daß unter den Massauern ihnen verboten gewesen ihre Missionsgeschäfte fortzusetzen, daß sie aber dennoch in den Orten, wo die Katholiken die Oberhand hatten, thaten, was sie konnten.

U n d e s w a r d A b e n d.

Am 29. November 1685 nach der Widerrufung des Edikts von Nantes hörte der Lutherische Gottesdienst in Vockenheim auf und es folgten Zeiten des schrecklichsten Druckes. Alle evangelischen Einwohner waren genöthigt ihre Kinder von den Jesuiten kaufen, ihre Todten von ihnen beerdigen, ihre Ehen von ihnen einsegnen zu lassen und für u n e l i c h wurden die Kinder gehalten die aus einer Ehe entsprossen, welche außer Land von einem evangelischen Geistlichen eingegnet worden. Denn bei harter Strafe durfte keiner dieser letzteren es wagen sich auf diesem Boden sehen zu lassen.

Demohngeachtet hielten sie tren an dem reinen Glauben ihrer Väter. Dennoch findet man in dem katholischen Kirchenregister nur zwei, welche zu dieser Religion übertraten. Und auch diese, warum thaten sie es? Der eine war ein Pfälzer und Handwerksbursche, wurde in Vockenheim krank, war ohne Hilfe und fiel in die Hände der Jesuiten. Der andere, ein Lieutenant in französischen Diensten, hoffte durch die Abschöpfung seines Glaubens vom König eine Pension zu erhalten. Er tauschte sich aber aufs Bitterste!

Obgleich also schon am 1. Advent (2. Dez.) 1685 die Kirche in Vockenheim auf Befehl des Königs von Frankreich war dem Boden gleich gemacht worden, konnte der geistliche Bau des Herrn in dem Glauben der Herzen nicht angetastet werden und die lebendigen Steine fuhren fort sich zu erbauen auf dem Edstein Jesu Christo. —

(Ersässer Friedensbote.)

Von unserm Reiseprediger.

Es ist ja unsern Lesern noch frisch im Gedächtniß, daß unsere liebe Wisconsin Synode auf ihrer letzten Sitzung den Herrn Pastor Dreves aus Hannover berief, um, so es Gottes Wille sei, eine Mission unter den heidnischen Indianern dieses Landes zu beginnen und zugleich als Reiseprediger unter den zerstreuten und kirchlich verwahrlosten deutschen Glaubensbrüdern im Westen zu dienen, und werden sie darum wohl schon längst begierig gewesen sein, etwas von dem Erfolg seiner Arbeit zu hören. Wir theilen nachstehend einige interessante Berichte aus seinen Erfahrungen, die einem Privatbriefe von ihm entnommen sind, mit und hoffen nächstens noch mehr von demselben berichten zu können. Nachdem derselbe nämlich eine Reise nach dem fernen Westen unternommen hatte, um die entlang der großen Pacific-Eisenbahn wohnenden oder wandernden Indianerstämme aufzusuchen und womöglich einen Ausgangspunkt für seine Missionsthätigkeit zu finden, dabei aber gar bald die Erfahrung gemacht hatte, daß zur Zeit, weil die meisten Stämme auf dem Kriegspfad leben, an den Anfang einer Mission unter ihnen nicht gedacht werden kann, wandte er seine Schritte nach dem fernen Californien, überall auf seinem Wege unsere deutschen Landsleute auffuchend und ihnen das Wort des Re-

bens predigend. Von dieser seiner Thätigkeit als Reiseprediger in Californien selbst und den dabei gemachten Erfahrungen lassen wir ihn in Folgendem uns selbst erzählen.

„Kurz nachdem ich Ihnen zuletzt schrieb, trat ich meine Reise ins südliche Californien an. Ich begann mit San Jose und durfte dort die Freude erleben, daß ich Leute guten Willens fand, die sich wohl zeitweilig meist als Gäste der deutschen Methodistengemeinde angeschlossen hatten, nun aber froh waren, des Glaubens ihrer Väter leben zu können. In Santa Cruz, wohin mich die sechsspännige Stage Coach im Fluge über die Cass Range und durch ihre mächtigen prachtvollen Wälder brachte, fand ich freigeistlerisches Wesen in vollem Wucher und die Leute sagten mir geradezu, wenn ich ihnen die alten Sachen von Jesu und dem Himmel etc. brächte, möchte ich lieber wieder abreisen, über all Solches seien sie weit hinaus. Ich that nach ihrem Rath, bestieg den Dampfer Idaho, der mich nach 2 Tagen der schönsten interessantesten Fahrt der Küste entlang in einem Boote mitten in der donnernden Brandung von Santa Monica ans Land setzte. Ich war wahrhaft froh, als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte; als ich die hochhängende Leiter an der Landungsbrücke hinaufsteigen wollte, häumte sich das Boot so wild, daß es mir um ein Haar beide Beine abgeschlagen hätte. In ein äußerstlich wunderschönes, mit allen Gaben Gottes geschnüßtes Land führte mich mein fernerer Weg, es wurde die Vegetation ganz tropisch und die Landschaften, wie sie, vom Bernardino und andern Höhenzügen eingerahmt, sich in klarster und doch sanfter Sonnenbeleuchtung farbenprächtig vor Einem aufthaten, gemahnten Einen unwillkürlich an Italien. Aber desto trüber und kälter fand ichs drinnen in den Herzen der Glieder unsers Volks. In Anaheim, wohin ich zuerst reiste und zwar in fröhlichster Hoffnung, fand ich ein Heidenthum, einen mormonistischen Naturdienst vor, der mir das Herz im Leibe bluten machte. Der Apostel des Unglaubens Schünemann-Pott aus San Francisco hatte in diesem lieblichen Weinbergsgarten wie eine Sau gewühlt, die Leute um alles positive Christenthum und vom persönlichen Gott irrig zur herz- und trostlosen Natur gebracht. Ich suchte den Mann vor einigen Tagen in seiner Wohnung auf, um ihm die schwere Verantwortlichkeit seines zerstörerischen Thuns vor die Seele zu rücken — Ich mußte, wenn ich überhaupt auf Einleiten hoffte, diese Hoffnung gänzlich aufgeben — er rühmte sich, seit 31 Jahren diesen „guten“ Kampf mit glühender Seele geführt zu haben, sein Wahlspruch bleibe bis zum letzten Odemzuge: Rein ab, rein ab mit dem Humbug, welches Theologie und Christenthum heißt, rein ab mit Kirche, Pfaffen, Gottesdienst bis auf den Boden! Aber nun wurde mir im mehrstündigen Gespräch mit diesem Manne, dessen Namen mir aller Orten begegnet und der alle meine Wege kreuzt, so manches klar, was ich aus dem Munde der Leute abgerissen und entstellt gehört hatte — auch die Rede der Anaheimier: Die Natur ist Alles, sie ist unsre Kirche, unser Trost, in ihrem Schoß lösen wir uns im Tode auf etc. — Ach, daß meine Augen Thränenquellen wären, zu beweinen die Erschlagenen meines Volks! In Los Angeles wars nicht viel besser. Einestheils wurde mir mein Wirken dort durch den eben angekommenen methodistischen Prediger Bohlinger, andertheils aber auch durch den früheren Hermannsb. Missionar N. erschwert, in dessen Hause ich freilich die herzlichste Gastfreundschaft genoss, der aber ganz Laie, merchant

tailor, geworden und in diesem Lebenswechsel keine Empfehlung unserer Kirche in den Augen des dortigen deutschen Volkes ist. Er hatte auch nicht einmal einen Versuch gemacht, in Los Angeles dem Bau des Reichs Gottes zu dienen und verlangte doch, freilich zu meist seine sonst so gute Frau, ich möge nach dem Gottesdienst für Taufe, Trauung etc. die Leute zu ihm weisen als einem im Amt Stehenden. Darauf konnte ich mich nicht einlassen, aber darum habe ich die Deutschen herzlich gebeten, sich an den Besegottesdiensten, die Sonntag Nachmittags im N.ichen Hause gehalten werden sollen, fleißig zu betheiligen. — Meine Rückreise machte ich wieder zu Schiff, das ist der billigste Weg, indem die Pacific Steamer Companies den Geistlichen ein Drittel des Fahrpreises erlassen und ich bedurfte dringend solcher Reduction, denn die Dankbarkeit meiner Glaubensgenossen in N. und L. A. hatte kaum in Allem 5 Dollars für mich übrig. Ich habe keinen Weg gesparrt, um mir half fare permits in Californien zu verschaffen, ich war bei Gen. Sup. Goodman, Präsident Stanford und einflussreichen engl. Geistlichen — der einzige Rath war, ich möge mich mit einer Petition an die Legislatur wenden, aber ich mag meinen Fall nicht vor dem ganzen Lande verhandeln lassen. — Sie können sich denken, wie dankbar ich Ihnen bei meiner Rückkehr nach S. Fr. war, als ich das Geld vorfand und so in Stand gesetzt wurde, nach ein paar Stunden mich ostwärts nach Mount Eden, Heyward, Alvarado im Alameda County zu wenden. Ich hatte den Sonntag nur Frauen und Kinder vor mir, nur ein alter Mann, Namens May, aus Alvarado stellte sich ein und doch hatte ich, wie ichs immer thue, die Farmer, Mann für Mann, persönlich eingeladen, aber Keiner hielt das theure süße Evangelium für werth, einige Schritte drum zu thun. Ich wills nun noch einmal nach einiger Zeit in Heyward versuchen, aber solche Begegnung thut Einem in die Seele dieser armen, fatten, todten Leute weh. Nachdem ich dann in San Jose meinem Versprechen, alle 4—6 Wochen dort Gottesdienst zu halten, nachgekommen war und ein hoffnungsvolles Wachsen der dortigen kleinen Gemeinde hatte erblicken dürfen — viele z. B. entschlossen sich, wenn ich nächstes Mal wieder komme, nach langen, langen Jahren einmal wieder das heilige Abendmahl zu genießen — machte ich zu Pferd eine dreitägige Entdeckungsreise landeinwärts, die mich über den Mount Diablo führte und an seinem Fuße fand ich, was mich mehr erfreute, als die weite prachtvolle Aussicht über Bai, Städte, Berge und Ocean von da oben. eine hilfsbegierige ganze Schaar von hannoverschen und holsteinischen Farmerfamilien, die mich und mein Amt mit Freuden begrüßten und Pleasanton und Livemore sind mir nun mit die liebsten Orte in ganz Californien. Es sind etwa hundert Familien, die im Umkreise von 12 Meilen zerstreut wohnen und mit welchen ich, so Gott will, wieder Sylvester und Neujahr feiern werde. — In San Francisco verlebte ich 8 Tage relativer Ruhe im I. Bühler'schen Hause, dessen kleines Kindervolk mir das Herz abgenommen hat. Die Mutter ist eine Wynekensche Tochter und das Andenken des ehrwürdigen Patriarchen, in dessen Sterbebett ich schlafe, lebt frisch im Hause und erfreut und stärkt mir oft das Herz.

Am vorigen Donnerstag fuhr ich über die Bai nach Vallejo Sacramento, Shingle Springs und wanderte von dort im schönsten wärmsten Sonnenschein die schneebedeckte Sierra Nevada immer vor mir, nach Placerville. In Elorado und Diamond

Springe — wie gemahnen diese Namen an eine einstige, nun längst verschwundene Goldherrlichkeit dieser Gegend! — fand ich bereits manche Deutsche, aber in Pl. und der näheren Umgebung wimmelte es davon und, was noch mehr war, ich fand bei ihnen eine freundliche und dankbare Aufnahme und als ich am Abend nach dem zweiten Gottesdienste die Kirche verlassen wollte, baten mich die Vertreter der etwa 120 deutschen Familien, alle 6 Wochen zu ihnen zu kommen und ihnen mit meinem Amte zu dienen.

So habe ich jetzt 3 feste Predigtplätze: in San Jose, Pleasanton, Placerville und Alles läßt sich so an, daß die anderen 3 auch nicht lange ausbleiben werden. Diesen 6 Orten will ich dann alle meine Kraft und Zeit zuwenden und nur an den Wochenenden noch andere Deutsche zu erreichen suchen und will damit fortfahren bis sie reis zur Gemeindebildung sind und ich, Sie, verehrter Herr Präses, bitten kann, sie mit Pastoren zu versorgen, ich selbst will dann aber immer weiter ziehen und weichen. Ich glaube, daß es wegen der centralen, für den Weltverkehr überaus wichtigen Lage San Francisco's und Californien's eine nicht genug zu preisende Gnade Gottes wäre, wenn die Kirche reinen Worts und Sacraments hier fest Wurzel faßte. Das würden einst die 30,000 Chinesen hier, Polynesiern und Asien zu genießen haben und einen gelegeren Sitz einer Missionsmutterkirche kann ich mir gar nicht denken. Doch Gott wirds versehen, ich will meinen armen schwachen Dienst daran wenden.

Correspondenz aus New York.

Liebes Gemeindeblatt!

Da du dich in der Welt und Kirche ein wenig umzusehen pflegst, wird es dir nicht entgangen sein, daß dein „ehemaliger S.“ selbst bei der zartfühlenden „Zeitschrift“ so in Ungnade gefallen ist, daß er „ziemlich scharf zurechtgewiesen“ wird. Sie thut das der Hauptsache nach nicht selbst, bezeichnet aber die Art der Arbeit, welche sie für sich liefern läßt und bekennet sich zu derselben als zu einer gerechtfertigten, da dein „S.“ einen „Angriff auf den würdigen und geehrten Professor“ Späth gemacht habe, der „so ganz unberufen und unverdient und so höchst beleidigend und ungerecht“ sei, „daß Stillschweigen eine Sünde gewesen wäre. Sie erklärt es besonders in diesem Fall als „eine heilige Pflicht der Kirchenblätter treue Kirchendiener in Schutz zu nehmen.“ Darum läßt sie den „S. von New York“ als einen Menschen brandmarken „der mit Wissen und Willen Böses thut,“ „der That sachen verdreht,“ „der sich den Anschein gibt, als läge ihm die Sache Gottes — über alles am Herzen“ u. s. w. Weiter sollen meine Citate nicht gehen, denn solche Aussprüche richten sich überall selbst, wo man noch so viel Schen vor Gott hat, daß man ihm die Ehre des Herzenskündigers allein läßt, und überlasse daher den Schreiber seinem Gewissen. Dem Herrn Dr. Späth aber bin ich schuldig gerecht zu werden, beides nach der Wahrheit und der Liebe und mit der „Zeitschrift“ habe ich mich auseinanderzusetzen, die ein solches Gebahren ein „in Schutz nehmen treuer Kirchendiener“ heißt. Denn da dieses Blatt von jeher seinen Ruhm mit Ostentation darin suchte, „die Wahrheit in Liebe“ „ohne Grobheit und Bitterkeit“ zu sagen, nun aber deinem „S.“, der (mit Verlaub zu sagen) den Anspruch machen darf, auch „ein treuer Kirchendiener“ zu sein, solche Dinge öffentlich in's Angesicht schleudern läßt,

muß dieser entweder in schauerliche Abwege gerathen sein, oder die „Zeitschrift“ hat sich zu einem nicht sehr laubdern Stücklein gebrauchen lassen. Wenn du dich, mein alter Freund, in Folge dieser zeitschriftlichen Ungnade deines Correspondenten noch nicht schämt, so möchte er sich erlauben dir das Nöthige zur Beleuchtung dieser Angelegenheit anzuvertrauen.

Die Anlage der „Zeitschrift“ gegen „S. von New York“ ist, daß er „so ganz unberufen und unverdient und so höchst beleidigend und ungerecht“ einen „Angriff“ auf den „würdigen und geehrten Professor“ Dr. Späth gemacht habe. Dieser Angriff selbst lautet, wie er in deinen Spalten gedruckt steht: „Leider machte sich hierbei schon (bei der Eingabe der New-Yorker Delegation) die alles Vertrauen raubende Handlungsweise des Councils wieder geltend, indem unter Andern auch Prof. Späth den Einwurf brachte, daß die New-Yorker keinen solchen Auftrag von ihrer Synode hätten, die gedruckten Verhandlungen enthielten nichts deraartiges. Und doch war dieser Herr zugegen als das New-Yorker Ministerium mit nur zwei abweichenden Stimmen in diesem Sinn sich erklärte und seine Delegaten instruirte, nur im Sinn der strengen Regel zu stimmen. Böse Gesellschaften verderben gute Sitten. So kann auch schon ein Prof. Späth, der noch obendrein von dem N. Y. M. besolbet wird, den Versuch machen, das Zeugniß dieser Synode durch parlamentarische Kunststücke zu entkräften.“

Das ist der als unberufen u. s. w. characterisirte „Angriff“, der Herrn Pastor Brobst zu solcher Entrüstung hinreißt, daß sie Objectiv an Objectiv reihen muß, um ihrem Herzen Luft zu machen. Ehe ich nun zu der Geschichte dieses „Angriffs“ schreite, wird es nicht überflüssig sein, Etwas vorhergehen zu lassen, was freilich nicht nöthig sein sollte. Zuerst die Mittheilung, daß ich kein Glied des N. Y. M. sondern der Synodalconferenz bin, auch durch gar nichts veranlaßt werde, irgendwelche „Absicht“ im Schilde zu führen, die nicht jeder aufrichtige Lutheraner mit mir theilte, nämlich an meinem Theile mitzuhelfen, daß der Jammer unserer Kirche aufhöre. Zu diesem Jammer zähle ich die „parlamentarischen Kunststücke“, durch welche die „Wahrheit in Ungerechtigkeit“ aufgehalten wird. Zum Zweiten theile ich der „Zeitschrift“ mit, daß ich ein getaufter Christenmensch bin, der bei seiner Confirmation gelobt hat, seiner evangelisch-lutherischen Kirche getreu zu verbleiben bis an den Tod und als solcher Amt und Beruf habe, das Wohl und Wehe meiner Kirche auf dem Herzen zu tragen, auch öffentlich — wenn es sein muß, dafür zu streiten, daß Recht Recht bleibe und habe nicht nöthig bei irgend Jemand mir dazu einen Beruf zu erbitten. Eines Christen Recht steht über Professoren- und Doktorrecht. Das lerne man wieder verstehen in der Kirche. Zum dritten diene zur Orientierung über das „unberufen“, daß ich ein rechtmäßig berufener und verordneter Diener des Worts innerhalb der lutherischen Kirche bin und damit einen unbestreitbaren Beruf habe, öffentliche Maßnahmen von öffentlichen Personen, die das Wohl und Wehe meiner Kirche betreffen, nach bestem Wissen und Gewissen zu beurtheilen. Dabei versteht sich von selbst, daß dieser Beruf jeden „unverdienten, beleidigenden und ungerechten Angriff“ verbietet. Aber, ist mein eben angeführter Satz ein solcher? Ich komme zur abg en ö t h i g e n geschichtlichen Rechtfertigung, die ich als Zuschauer und Berichterstatter hiesiger Ereignisse nunmehr mir und dem Herrn Pastor Späth schuldig bin.

Es ist bereits als ein Stück der öffentlichen Kirchengeschichte bekannt, daß die pennsylvanische Synode sich auf ihrer diesjährigen Sitzung durch ein Meisterstück kirchlicher Diplomatie so düpiiren ließ, daß alle trenneinenden Männer in derselben sich nachher schämten, als sie zur Besinnung kamen, solches zum Theil auch öffentlich bekannnten, wie der „Pilger“, welches hier mit Freuden gerühmt und anerkannt sei. Kurz nach dieser traurigen Niederlage der Wahrheit kam das New-York-Ministerium zur jährlichen Sitzung zusammen und hatte auch über die brennende Frage der „Kanzel- und Abendmahls-gemeinschaft“ zu beschließen. Die treuen Lutheraner dieses Körpers begehrt ein ehrliches, unzweideutiges Bekenntniß, wie es den Jüngern dessen geziemt, der sich „die Wahrheit“ nennt und brachten dahin zielende Beschlüsse ein. Der Präsident, Dr. Krotel, glaubte, der Kirche sei dann gedient, wenn der klare Ausspruch der „biblischen Regel“ verhindert, dafür aber die pennsylvanische Ausflucht auch vom New York Ministerium adoptirt würde und legte ein zu diesem Zwecke abgefaßtes Amendement vor. Die Frage war: Will das New York Ministerium für die „biblische Regel“ sich klar entscheiden und damit auch das General Council veranlassen, eine entschiedenere Stellung einzunehmen, oder nach pennsylvanischer Weise (der sich die redlichen Lutheraner bei ruhiger Ueberlegung schämten) alles beim Alten lassen? Professor Späth war als Delegat der Pennsylvanischen Synode und als der Professor des N. Y. M. zu Sitz und Stimme berechtigt und wie hat er sein Privilegium ausgeübt? Hat er die Hand der treuen Männer gestärkt, die des diplomatischen Spieles müde waren und endlich der Wahrheit und dem lautredenden Gewissen zum Recht verhelfen wollten? Mit nichten! Keiner auf der linken Seite hat so viel Beredsamkeit aufgebietet, das N. Y. M. in der beliebten Bahn des Councils zu halten, als er. Wäre es möglich gewesen, die Gewissen einzuschläfern mit den süßen, aber jeden Grundes entbehrenden Versicherungen, daß „alle einig im Princip wären“ u. s. w. so hätte seine warme, an jedes Gefühl appellirende Rede das fertig gebracht. Der treue Gott hat die gute Sache der treuen Lutheraner aber auch durch diese Gefahr hindurch gerettet und der Wahrheit den Sieg verliehen, so daß auch der ehrliche „Pilger“ bekannte: „Die New York Synode hat ihre Sache gut gemacht.“ Prof. Späth versuchte jedoch das gerade Gegentheil zu bewirken. Das N. Y. M. bekannte sich mit nur zwei abweichenden Stimmen zu dem Grundsatze: „Lutherische Kanzeln für lutherische Pastoren und lutherische Altäre für lutherische Communikanten allein“ und wies seine Pastoren an mit „Weisheit und Treue“ dahin zu arbeiten, daß diese Regel in der Praxis immer mehr zur Geltung komme. Es beschloß ferner, die Delegaten an das General Council zu instruiren, nur im Einklang mit obigem Beschluß zu stimmen und zu handeln. Das hatte dein „S.“ mit angesehen und angehört.

Nun kam die Sitzung des General Councils in Bethlehem heran. Die Delegation des N. Y. M. fand offenbar ihre Aufgabe darin, den Beschluß ihrer Synode zur Geltung zu bringen. Was hätte sie sonst auch in der Instruction derselben finden sollen? Sie brachte ihn auch zur Kenntnissnahme des Councils. Sie wählten die Form der Appellation von der Entscheidung anderer Synoden über die sogenannte Galesburg Aktion an das Council. Sie wollte augenscheinlich nichts anderes, als die seit Jahren

schwebende Angelegenheit der richtigen Bekenntnispraxis so zur Berathung bringen, daß kein Ausweichen mehr stattfinden könnte. Sie wünschte dieser für die Kirche so wichtigen Sache zu solcher definitiven Entscheidung zu erhalten, wie innerhalb ihrer eigenen Synode. Wer war es „unter Anderen“, der dies Resultat gleich von Anfang an gründlich vereiteln half? Wer war es, der der Eingabe der New Yorker seine eigenen Beschlüsse entgegensetzte, der die Sache des New York Ministeriums stetig bekämpfte, der auch schließlich den Antrag stellte, die Beschlüsse der New York Delegationen auf den Tisch zu legen mit den andern vorliegenden Eingaben? Es war dies Herr Professor Späth, der Professor des New Yorker Ministeriums. Das stand in den täglichen Berichten der öffentlichen Zeitungen zu lesen.

Werden diese Thatsachen bestritten? Nein! Aber es wird behauptet, daß Herr Professor Späth bloß gegen die „Form“ der New Yorker Eingabe gekämpft habe. Wir haben keine Ursache dies zu bezweifeln, gehen noch weiter und setzen voraus, daß dieser Herr in der allerbesten Meinung seine Maßregeln traf, ändert das die Sachlage?

Zwar ist es eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß die Form, welche die New Yorker wählten, um die von ihrer Synode beschlossene Sache vor das Council zu bringen, nicht von dieser angegeben war. Sie hatte überhaupt gar keine Form angegeben. Wohl wird die Constitution des Councils keine Vorkehrung für einen derartigen Fall enthalten, auch ist nicht zu bestreiten, daß Dr. Späth formell mit dem Council im Rechte war, die Form der Eingabe der N. Y. Delegation anzusehen. Aber ist denn durch diese Ansehung nicht die heilige Sache der lutherischen Kirche von vornherein entkräftet worden? Und wodurch ist dies geschehen? Durch „parlamentarische Kunststücke!“ Das ist seit der Gründung des Councils die zeretzende Macht gewesen, daß man die Gewissen und die unleugbaren Forderungen des Bekenntnisses mit parlamentarischen Forderungen binden und zum Schweigen bringen wollte. Wird dies unwürdige Spiel nicht schon jetzt wieder in Scene gesetzt? Mag der „würdige Professor“ für seine Person die beste Meinung haben, ich bestreite das nicht, aber sein Auftreten in dieser für unsere Kirche so hoch wichtigen Frage geschah, so weit meine Kenntniß reicht — und weiter geht mein als „unverdienter u. s. w. Angriff“ bezeichneter Satz nicht — im Verein mit den Feinden einer treuen Praxis. Er hat ihnen ihren Sieg erringen helfen. Der Professor des New Yorker Ministeriums hat die Absicht dieses Körpers von vornherein entkräften helfen — der Form wegen. Hat man denn kein Gefühl mehr dafür, wie entsetzlich es in der Kirche steht, wenn „ein richtiges Princip“ darum nicht zur Anerkennung kommen darf, weil die Ausdrucksweise eine unbequeme ist? Ei, warum erhebt sich das christliche Gewissen nicht in seiner Majestät und erklärt den Formweitem gegenüber: Wohlan! die Form sei golden, oder hölzern, da liegt uns nichts an, das was die Form birgt, liegt uns schwer auf. Das fordert Gott von uns. Das darf nicht wie ein Spielball von den Launen oberflächlicher Formkünstler herumgeworfen werden. Wie schön hätte es dem Professor des N. Y. M. gestanden, wenn er deren Ungeschicklichkeit in der Darstellung zu Hilfe gekommen wäre und öffentlich erklärt hätte: Was die New York Synode will, ist das „biblische Princip“ und ein solches darf nicht

zurückgewiesen werden um eines Fehlers in der Aukündigung willen. Uns als Christen und Lutheraner will es geziemen, zu schweigen und zu prüfen, wenn Gottes Wort und Gewissen reden, die in Gottes Wort gefangen sind. Sind diese Gewissen falsch berichtet, so wollen wir sie eines Besseren belehren, sie aber nicht noch mehr ängstigen mit zwecklosen Formkünsten. So glaubte der „S. von New York“ müsse ein Professor seiner Synode in Gewissenssachen zu Hilfe eilen.

Zum Schluß: Mein „Angriff“ beruht zum Theil auf selbsterfahrenen, zum Theil auf unbestrittenen Thatsachen und Erfolgen. Die verborgenen Absichten des gewiß sonst hochverdienten Professors konnte ich nicht wissen, meine aber, daß man noch nie Jemand für seinen Freund gehalten hat, der in der Schlachtreihe der Feinde betroffen wird und mit den Waffen des Feindes der Feinde Ziel erreichen hilft. Aber man merke wohl, Obiges sagt kein Glied des New York Ministeriums, sondern

Dein

J. H. Sieker.

Die Zahl der Evangelischen in Berlin betrug 1875 rund 836,006. 9964 Paare haben trotz des „Kaiserparagraphs“ sich nicht kirchlich trauen lassen, nur 3919 schlossen einen kirchlichen Ehebund. 25,815 Kinder wurden getauft, aber 13,823 blieben ungetauft. Die Zahl der Communicanten betrug bei den evangelischen Gemeinden im Jahre 1875 11.54 pCt., während sie noch im Vorjahr 12.13 pCt. und im Jahre 1872 noch 13.63 pCt. betrug. Bis zum Jahre 1872 wies diese Zahl eine Zunahme nach, seitdem aber nimmt sie stetig ab. Immerhin communicirten im Jahre 1875 noch 96,456 Personen. Der socialdemokratischen Berliner „Freien Presse“ ist dies freilich noch eine harte Arbeit, 96,456 Communicanten in Berlin, fürwahr schwarze Aussichten!“ (Ev. Schulztg.)

Der Cardinal Ledochowski, von Preußen abgesetzt, hat im März d. J. den Geistlichen seines frühern Sprengels Gnesen und Posen angezeigt, daß er seine Bischöfliche Gewalt trotz der preussischen Regierung wieder übernommen habe, und kraft dessen am 8. Juli dem Pfarrer Brent aufgegeben, binnen 90 Tagen vor Dekan und Zeugen zu Protokoll zu erklären, daß er seine öffentlich gegebene Anerkennung der preussischen Kirchengesetze widerrufe, widrigenfalls der Cardinal mit Amtsenthebung und noch schwereren Strafen gegen ihn vorgehen werde. Pfarrer Brent hat ihm darauf geantwortet, daß er sein Ermahnungsschreiben, „wie das billig und recht war, der hohen königlichen Regierung zu weiterer Veranlassung übergeben habe.“ Da muß sich zeigen, was Ledochowski von Rom aus vermag. Das zeigt sich aber wohl schon an diesem Beispiele, daß die abgesetzten und entwichenen Bischöfe nach wie vor vom Auslande her ihre Herden regieren, unbekümmert um die preussischen Strafgesetze; und die Regierung wird daher auf neue Maßregeln denken müssen. Denn das zeigt der Vorgang gleichfalls, daß keine Friedensunterhandlungen mit Rom im Gange sind, wie man vor einiger Zeit wissen wollte. (Münke)

† Pastor S. R. Brobst. †

Soeben erhalten wir die traurige Nachricht von dem Abscheiden des Herrn Pastor S. R. Brobst, langjährigen Herausgebers der „luth. Zeitschrift“.

Es ist uns diese Nachricht um so betrübender, als es gerade in den letzten Monaten unser Beruf und unsere Pflicht war, des Verstorbenen Stellung in den Kämpfen, die gegenwärtig das General-Council be-

wegen, anzugreifen und zu tabeln. An seiner Ehrlichkeit und seinem Christenthum haben wir nie gezweifelt, wir haben ihn als einen frommen, kindlich gläubigen Mann gekannt, dem nichts mehr am Herzen lag, als der Ban des Reiches Gottes und das Wohl unser lutherischer Kirche. Freilich die Art und Weise, wie uns die Mittel, mit denen er ihr Wohl zu fördern suchte, konnten wir nicht billigen und gutheißen. Ein geborner Pennsylvanier und von Natur friedliebend und gutmüthig, war er stets mehr auf Seiten der Vermittlung, als der strengen, rückhaltslosen Entscheidung. Er glaubte, auf diese Weise der Kirche am besten zu dienen, am ehrlichen guten Willen hat's ihm nicht gefehlt, und wir sind der frohen Zuversicht, daß er „durch Christi Blut und Gerechtigkeit“ selig gestorben ist.

Kirchweihe.

Am 2. Sonntage des Advents wurde die neuerrbaute Kirche der St. Johannes-Gemeinde im Town Peshigo, Onto Co., Wis., dem Dienste des dreieinigen Gottes geweiht.

Herr Pastor A. Töpel und der Unterzeichnete predigten. W. Böhning

Conferenz-Anzeige.

Die nordwestl. Conferenz versammelt sich am 9. Jan. bei Past. Hoher in Princeton. E. A. Pantow.

Quittungen.

Wittwenkasse: Durch Past. Gausewicz \$6.25, von ihm selbst \$3, durch Past. Hagedorn Erntedankfest-Coll. \$6. J. Bading.

Synodalkasse: Durch Past. Genife für Synodalberichte, \$1. J. Bading.

Die Pastoren und Lehrer werden ersucht, recht bald Collekten u. persönliche Beiträge für die Wittwenkasse einzusenden, da bei den bisherigen Beiträgen der Unterzeichnete außer Stande ist, die die Wittwen-Unterstützung betreffenden Synodalbeschlüsse auszuführen. J. Bading.

Für das Gemeindeblatt: Die Pastoren: Kolbe, xii, \$1.05, Rommensen, xi, \$2.50, xii, \$7.35, Pantow, xii, \$2.10, Conrad, xi, \$2.45, xii, \$7.55, Zuder, xii, \$1.05, Müller, xii, \$1.05.

Die Herren: Sirhr, xii, \$1.05, Jonas, xi, xii, \$1.25, Zempel, xii, \$1.05, Wagner, xi, \$7.

J. B. Jädel.

Für die Anstalt: Durch P. Henede, vom Frauen-Verein der St. Matthäus-Gem. \$60; in der Christenlehre gesammelt \$15. — P. Siegler, von Wih. Albrecht, \$5, Ludw. Kuhlrow, \$3, Fr. Bergande, \$1, Wittwe Pfetscher, 50c, Wih. Guewitow, 50c, Wih. Sommerfeld, 50c, Joach. Ringel, \$1, Carl Müller, \$1, Georg Seibold, 25c, Christ. Richter, \$2, Aug. Kury, 50c, Joh. Brandenburg, 25c, M. Guewitow, 25c, J. F. Schulz, 25c, Fr. Wegner, 25c, Rupper, 50c, Daher, 50c, W. Fieting, \$1, Ferd. Schedler, \$1. Summa \$19.25.

R. Adelberg.

Für die Anstalten: Durch Past. Bading collectirt von Fr. Süßlow, \$1, Mr. Gauger, 25c, Mr. Höhn, \$1, C. Schumann, \$1, G. Dorn, 50c, Frau Winkel, \$1, Anna Horn, \$2, Albert Conrad, \$1, Fr. Priebe, \$1, G. Weiger, \$5, C. Conrad, \$1, Mr. Lecher, \$3.

Für die Baucasse: Durch P. Conrad, von Joh. Fellwod \$1; Jul. Benz \$1; von der Gem. \$12. — P. Brodmann, von D. L. Schröder, (fünfte Zahlung) \$10. — P. Reim, aus der Christenlehre, \$8, M. Rüdke, \$1, G. Heilmann, \$1, J. Biber, 70c, R. Koehler, \$1, L. Kowale, \$1, G. Kienaf, 50c. Summa \$13.20.

R. Adelberg.

Aus der Gemeinde des Herrn Pastor Ph. Brenner \$2, für Paducah, Ky. erhalten, beisehnt. J. Ansforge.

Paducah, 23. Dec. '76.

Für Synodalberichte: Von B. Dwig, 1.50, J. Conrad.

Kalender.

Wir haben noch einen großen Vorrath von Kalendern für 1877, von der Missouri-Synode herausgegeben und bitten um baldige Bestellungen.

F. Werner, Agent.

432 Broadway.